

Maßgeschneidert

Kirsten Boie

Über die Herausforderung, Geschichten, Stoffe, Themen, Motive für LeserInnen einer jeweils bestimmten Altersgruppe zu erzählen.

(Erschienen in: 1001 Buch, 1/2018)

Ich wäre die Falsche für diesen Text, habe ich vor fünf Monaten an Franz Lettner geschrieben. Weil: Genau das mache ich ja nicht. Ich schneidere ja nicht nach Maß. Ich kann nicht gut nach Vorgaben schreiben, schon gar nicht, was die Themen betrifft. (Und das meine ich auch durchaus kritisch: Es kann ja sein, dass ich ein bestimmtes Thema für wichtig halte – und trotzdem kein Buch dazu zustande bekomme.) Andererseits: Für die Formate gilt das nicht im gleichen Maß: Die Zahl meiner Erstlesebücher für verschieden Lesestufen, geschrieben aufgrund z.T. rigider Vorgaben (jede Zeile ein Sinnschritt, nicht mehr als vier bis sechs Wörter pro Zeile, nicht mehr als zwei bis sieben Buchstaben pro Wort, maximal sechs Zeilen pro Seite, maximal fünfunddreißig Seiten) ist denn ja doch groß. Wenn das nicht maßgeschneidert ist, zumindest formal, was dann? Ich beantworte in diesem Aufsatz also einfach die Frage, wie bei mir Thema, Geschichte, Form, Sprache einerseits und Zielgruppenvorstellung andererseits zusammen kommen.

Bestimmt z.B. die Zielgruppe (richtiger: meine Vorstellung von der Zielgruppe), wie ich an einen Text herangehe? Etwa das intendierte Lesealter? Nun ist es ja keineswegs nur das *Alter*, das Möglichkeiten und Interessen des Lesers bestimmt. Eher ist es sein ganz individueller Entwicklungsstand, und zwar sowohl in Bezug auf die persönliche Entwicklung mit allen bisherigen Lebenserfahrungen einerseits wie andererseits in Bezug auf die Entwicklung der Lesefähigkeit und der Leseerfahrung. Jeder weiß, dass manche Neunjährigen Bücher lesen, die thematisch, im Aufbau, wie auch sprachlich so schwierig sind, dass Zwölfjährige, selbst Erwachsene sich niemals daran trauen würden. Vielleicht haben sie schon so viel gelesen, dass es für sie kaum mehr Hürden der Komplexität gibt; oder vielleicht trifft das Thema gerade ihren Nerv, hat etwas mit ihrer eigenen Lebenssituation zu tun, trifft zumindest ihr Interesse zutiefst? Für ein bestimmtes Alter zu schreiben, ist zumindest keine ganz so eindeutige Angelegenheit. Und das Lesealter hat sich im Laufe der über dreißig Jahre, die ich jetzt schreibe, auch massiv verändert: Bücher, die ich damals in 6. Klassen vorlesen konnte, finden inzwischen z.T. schon 4. Klassen babyhaft; Bücher, die damals für 12-jährige angekündigt waren, zielen jetzt auf Neunjährige. (Da holen wir übrigens nur nach, was in der angelsächsischen Welt längst geschehen ist.)

Trotzdem gibt es ganz grundsätzliche Gesichtspunkte im Hinblick auf einen Entwicklungsstand, die ich bedenke. Natürlich muss ich beim Schreiben von Geschichten, die für Leseanfänger gedacht sind, die Sprache extrem einfach halten – sonst funktioniert ein sinnentnehmendes Lesen nicht; aber wenn es um Vorlesetexte geht (*Ritter Trenk; Seeräuber Moses*) setze ich auch bei Jüngeren darauf, dass Sätze schon mal komplexer sein können, weil die Kinder ja nicht die Anstrengung des Lesens unternehmen müssen. Zur Frage nach Alter, selbstlesen oder vorgelesen bekommen, kommt dann aber auch noch der Aspekt des sozialen Hintergrunds hinzu, der – das mögen, das sollten wir sogar beklagen, es ist jedenfalls eine Tatsache – in der Regel ganz massiv die Möglichkeiten des Lesers bestimmt. Autoren, die Erfahrung mit dem Vorlesen in den verschiedensten sozialen Umfeldern haben, wissen: Selbst beim Vorlesen überfordert etwa im Stadtteil A einer Großstadt ein Text die Kinder einer vierten Klasse sprachlich, vielleicht sogar, aufgrund mangelnder Leseerfahrung, vom Verständnis des Handlungsverlaufs her; in ihren Köpfen entstehen keine inneren Bilder, Gefühle, Assoziationen zu ihrem eigenen Leben, die es ja letztlich immer sind, die die Faszination von Texten ausmachen. Im Stadtteil B dagegen lachen sich beim selben Text schon Kita-Kinder und Vorschüler schlapp, machen Vorschläge für Fortsetzungen, erklären, dass Person X genauso wäre wie ein Junge aus der Nachbarschaft. Bei Lesungen erlebt man die soziale Spaltung unserer Gesellschaft hautnah.

Immer häufiger haben wir die Situation, dass etwa Jungen, bei denen schon der erste Flaum auf der Oberlippe sprießt, die Tausende von Stunden spannende Filme gesehen und wildeste Games gespielt haben - die von einer Geschichte also logischerweise auch eine ziemliche Spannung erwarten, damit sie sie überhaupt nur ansatzweise fesseln kann – dass diese Kinder sprachlich und auch vom formalen Aufbau her nur sehr Einfaches verstehen können. Inzwischen gibt es ja reichlich Versuche, für diese Lesergruppe inhaltlich altersangemessene, aber sprachlich trotzdem extrem einfache Texte zu schaffen. Manchmal fehlt aber sogar die eben niemals erworbene Fähigkeit, einer Handlung zu folgen, also Elemente aus Seite eins abzuspeichern, bis auf Seite dreißig deutlich wird: Das war ein Hinweis auf Kommenendes! Die bisherigen Erfahrungen dieser Kinder mit komplexeren Handlungsverläufen, etwa auch durch Fernsehfilme, sind offenbar zu gering. Aufgrund von Schülergesprächen vermute ich: Wenn sie fernsehen, dann läuft Scripted Reality im Hintergrundmedium, sie haben bisher nur eine additive Struktur kennengelernt; viel lieber spielen sie (Konsole, Computer, etc.) (Aber das sind wirklich nur Vermutungen.)

Wie berücksichtige ich also beim Schreiben meine intendierte Zielgruppe? Denn das tue ich schon. Ich habe Probleme mit KollegInnen, die behaupten sie schreiben für Kinder genauso, wie sie für Erwachsene schreiben würden. Ich empfinde das als Missachtung der grundsätzlichen Prinzipien jeder Kommunikation und der (Möglichkeiten der) kindlichen Leser, und das könnte ich, wenn die Zeichen hier ausreichen würden, auch begründen.

Merkwürdigerweise geschieht das bei mir nicht bewusst. In der Regel ist es eher so, dass das Auftauchen eines Themas, manchmal (selten) auch schon gleich einer Geschichtenidee oder einer Figur von vornherein mit der unkonkreten Vorstellung, eher: das Gefühls von einer bestimmten Lesergruppe verknüpft ist. Ich sage also nicht: „Dieses Thema wäre etwas für sieben- oder achtjährige Kinder mit den folgenden Verständnismöglichkeiten. Wie muss also meine Geschichte aussehen, wie darf/sollte sie formal gestaltet sein, was ist sprachlich möglich?“ Stattdessen ist mit dem Auftauchen erster Ideen bereits das intendierte Leseralter, der vermutete Entwicklungsstand, der Sprachstand dieser Gruppe verbunden. Beides kommt gemeinsam, im Paket sozusagen. Es geht nicht um eine bewusste Entscheidung. Und ich kann mich irren.

Ein Beispiel? Das Thema der berühmten Schere in unserer Gesellschaft hat mich schon immer massiv beschäftigt und treibt mich bis heute um. Mit „Ich ganz cool“ habe ich versucht, einen Jungen aus schwierigen, bildungsfernen Verhältnissen seine Geschichte in seiner eigenen Sprache erzählen zu lassen – nachdem ich am Anfang des Schreibprozesses (ich hatte personal in der dritten Person erzählt) gemerkt hatte, dass dabei das Bild eines ganz anderen Jungen entstand, dass ich also gerade das, was wesentlich für ihn war, so nicht erfassen konnte. Da die Grenzen unserer Sprache wohl tatsächlich die Grenzen unserer Welt sind (Wittgenstein) und nicht nur bestimmen, wie wir von anderen wahrgenommen werden, sondern auch, wie wir selbst die Welt wahrnehmen (können), blieb nur die Möglichkeit, den Jungen in seiner eigenen Sprache erzählen zu lassen. (Die natürlich eine Kunstsprache ist.) Dem Thema, dem Stoff, der intendierten Aussage schien mir das am ehesten zu entsprechen. Das Problem war die Zielgruppe - und tatsächlich hat dieses Buch, das sich (um es ganz freundlich auszudrücken) alles andere als süffig liest, nie eine große Fangemeinde versammeln können.

Wenn nun zwar Form und Sprache dem Thema und der Intention entsprechen, aber nur eine winzige Zielgruppe erreicht wird – dann ist das ganz sicher nicht zufriedenstellend. (Wie gut haben es da Autoren, die für Erwachsene schreiben!) Ganz bewusst habe ich also nach einer „süffigeren“, möglichst unterhaltsamen Möglichkeit gesucht, das Thema der Spaltung unserer Gesellschaft zu erzählen, und eines Tages stieß ich auf Twains „Prinz und Bettelknabe“. Ich habe die Geschichte einfach für die Gegenwart adaptiert und dabei beide Jungen (den Milliardärssohn wie den Sohn der allein erziehenden Mutter mit vier Kindern von verschiedenen Vätern) selbst möglichst unterhaltsam erzählen lassen. (Wobei Kevin Bottel nicht ansatzweise die sprachliche Radikalität von Steffen aus „Ich ganz cool“ entwickelt.) Ihr fremder Blick auf die Lebenswelt des jeweils anderen sollte dabei, das war meine Hoffnung, auch dem Leser dieses staunende Interesse ermöglichen. – Zwei Ansätze also, sich dem selben Thema zu nähern: Einmal stärker gesteuert vom Versuch, das Thema literarisch optimal (so gut es mir eben möglich war) zu erfassen (wie man das in der Literatur für Erwachsene darf);

einmal stärker von der Leserseite her: Wie halte ich ca. zwölfjährige Leser bei einem Thema bei der Stange, das sie vermutlich in ihrem Alter so gut wie gar nicht interessiert?

Und noch ein Beispiel aus der jüngeren Zeit: „Bestimmt wird alles gut“, eine Fluchtgeschichte in sehr einfacher Sprache für Grundschul Kinder. Es sollte eine tatsächlich geschehene Geschichte sein, ich habe also mit zwei mir bekannten syrischen Kindern gesprochen: Zum einen, weil ich aufgrund meiner Erfahrungen mit „Es gibt Dinge, die kann man nicht erzählen“ weiß, dass die Bereitschaft von Kindern und Jugendlichen, sich davon berühren zu lassen, sehr viel größer ist als bei Fiktion; zum anderen, weil mir selbst ja Fluchterfahrung fehlt und damit eine über das Klischeehafte hinausgehende Vorstellung. Und tatsächlich erlebe ich bei Lesungen, dass es gerade die kleinen Erlebnisse sind, von denen mir das Geschwisterpaar erzählt hat und die mir niemals eingefallen wären, die deutsche Kinder am stärksten berühren. Ich habe mich direkt nach dem Gespräch hingesezt und geschrieben. Es sollte eine Geschichte für Grundschul Kinder werden, aber die Entscheidung für Aufbau und Sprache war dann keineswegs bewusst: Ich hatte sofort die ersten Sätze im Kopf und habe danach einfach nur weitergeschrieben, ein spontaner, nicht rational geplanter oder gesteuerter Prozess (wie eigentlich immer). Bewusste Entscheidungen spielen dabei regelmäßig nur in folgender Form eine Rolle: Im Schreibprozess blitzt ab und zu die Frage auf, ob ein bestimmter Begriff oder Zusammenhang für die intendierte Zielgruppe wohl verständlich ist; darauf reagiere ich dann, selten in Form bewusster Überlegungen, meistens fällt mir die Lösung fast zeitgleich mit der Frage ein.

Mir sind längst die Zeichen ausgegangen, sonst könnte ich jetzt noch erklären, warum die „Kinder aus dem Möwenweg“ so geschrieben sind, als wären sie mündlich erzählt (vermutlich hauptsächlich wegen größerer Lesernähe – aber wieder spontan); und warum der Erzähler des „Ritter Trenk“ mit direkten Leseradressen und eingestreuten Erklärungen arbeitet (Imitieren einer Erzählsituation beim Vorlesen – diesmal allerdings bewusst entschieden); warum Thabo sich so vornehm ausdrückt und seine Leser mit „meine Damen und Herren“ anspricht; warum es von mir so viele Ich-Erzählungen gibt; warum manchmal Präsens die Erzählzeit ist und manchmal Präteritum und manchmal Perfekt. Bei vielen Büchern würde aber vermutlich dabei herauskommen: Es war eine spontane Entscheidung, die Sprache ist mir zugefallen; warum ich sie gewählt habe, kann ich nachträglich begründen, aber selten ging eine bewusste Entscheidung voraus.

Insofern war also meine anfängliche Antwort, ich wäre nicht so ganz die Richtige für diesen Aufsatz, nicht ganz falsch. Aber vermutlich gibt es die Richtige/den Richtigen gar nicht. Alle AutorInnen schreiben unterschiedlich, das weiß ich aus vielen Gesprächen. Und zum Glück lässt man uns ja auch.